

Alte Bräuche

von Ingrid Grosse

Elfriede Arndts Erinnerungen an die Weihnachtszeit in Lauenburg/Pommern

Besonders gut erinnere ich mich an die Weihnachtszeit, als wir in der Schule „Die Schneekönigin“ nach Hans-Christian Andersen probten. Entweder war das 1924 oder 1925. Ich durfte als Nixe im Reigen mittanzen und -singen. Ungefähr die Hälfte der Schulkinder war an dieser Aufführung beteiligt, die in Lauenburg damals ein wichtiges Ereignis war. Wir traten im Schützenhaus auf einer großen Bühne auf. Die Nixen bekamen rote Bäckchen geschminkt. Auf dem Kopf trugen wir Kränze mit grünen Flatterbändern. Ansonsten waren wir weiß gewandet und bestrumpft. Unser Auftritt erfolgte am Schluss der Aufführung. Zur Klavierbegleitung sangen wir:

*„Die Elfen und Nixen vereinigen sich gern zum lustigen Tanze,
wenn Wassermanns Geige so lieblich ertönt.
Wir tanzen im fröhlichen Reigen.“*

Angeregt von diesem Spiel übte der in unserem Hause bei der Familie Hase wohnende Gymnasiast Herbert Wolf das Theaterstück „Nussknacker und Puppe“ mit uns ein. Es stand zusammen mit Weihnachtsgedichten in einem Heft.

In der Paul-Nipkow-Straße 49 (Paul Nipkow, der Erfinder/Pionier der Fernsehübertragung, wurde hier geboren) lebten viele Kinder. Zu diesem



*Elfriede Krack mit
ca. 5 Jahren;
Foto: Familie Grosse*

Zeitpunkt waren wir fast alle 10 oder 12 Jahre alt und spielten viel zusammen. Da waren meine Cousine Edith Trapp, Dora Rateuke, Bernhard Framke, Hans und Kurt Tribull, meine Schwester Kamilla, Kurt Götting und ich.

In dem Stück durfte ich die Puppe spielen. Der Nussknacker sprach: „Ach, Holde, gib ein Küsschen mir!“ – „Auf deine große Scheunentür?“ empörte ich mich als Puppe. „Ich werd' mich hüten! Es könnte ja sein, dass du mich schluckst in dich hinein.“

Wir probten auf dem großen leeren Dachboden, was ja mit einigen Geräuschen verbunden war. Wurde es zu laut, so eilte mein Großvater Friedrich Blaschke herbei, Besitzer des Hauses und im Parterre wohnend. Er brüllte nur ein Wort: „Donnerwetter!“, und alles stob angstzitternd auseinander und hinter die jeweiligen Wohnungstüren. Bei der nächsten Probe wagten wir keinen lauten Ton mehr, bis wir unsere guten Vorsätze vergaßen.

Wir zogen am Heiligabend und am 1. Feiertag von Wohnung zu Wohnung, um allen Familien unser selbst einstudiertes Stück vorzuführen, wofür wir überall großes Lob ernteten.

Natürlich mussten auch Vorbereitungen für die leiblichen Genüsse zu Weihnachten getroffen werden. So nahm das Backen einen großen Raum ein. Jahr für Jahr wurden 5–6 Napfkuchen und eine Pommersche Brezel vorbereitet. Letztere wurde auf einem großen Blech geformt. Die anderen Kuchen bestanden ebenfalls aus Hefeteig, wurden mit Butter, Zucker, Mandeln und Rosinen gefüllt und zusammengerollt in Napfkuchenformen aus brauner Keramik gelegt. Zum Schluss wurde der Teig mit Eigelb bestrichen und oben auf kam noch eine Streuselmasse. Da wir nur einen Kochherd besaßen, mussten wir zum Bäcker Lüllwitz gehen. Das war vielleicht eine Schleperei! Immerhin hatten wir die Formen und das große Blech weit über die Kaiserstraße hinaus zur Bülowstraße zu tragen. Das war ein Fußweg von mindestens 10 Minuten.

Oft konnte Bäcker Lüllwitz den genannten Termin der Fertigstellung unserer Kuchen nicht einhalten, weil der Andrang der Hausfrauen zu groß war, die alle in der letzten Woche vor Weihnachten ihre Kuchen gebacken bekommen wollten. So mussten wir teilweise zweimal den Weg machen. Immerhin reichten die Kuchenmengen bis in den Januar hinein.

Kurz vor Heiligabend wartete mein Vater Paul Krack die Dämmerung ab, um heimlich ein Tan-

nenbäumchen im Wald zu schlagen. Nach dem Mittagessen durften wir das Wohnzimmer nicht mehr betreten, da meine Eltern dort den Weihnachtsbaum schmückten, der immer auf einem Tisch stand. Aus einer Schachtel, die das ganze Jahr über in einem Schrank verwahrt wurde, holten Vater und Mutter rote, blaue, grüne, silberne und goldene Kugeln, eine wahrhaft bunte Mischung! Der Baum wurde von einer silbernen Spitze mit langen Lamettafäden gekrönt und von silbernen Ketten umschlungen. Dann wurden noch weiße und rote Lichtlein aufgesetzt. Unter diesen Baum wurden die Bunten Teller aus Pappe und die Geschenke für die vier Kinder gelegt.

Am Nachmittag des Heiligen Abends klingelte es im Hausflur. Auf dieses Zeichen hatten wir Kinder schon angstvoll gewartet. Aufgeregt lauerten wir hinter der Wohnungstür, bis der Weihnachtsmann auch zu uns kam. Er drohte mit der Rute und hörte unsere Gedichte ab. Zwar führte er einen Sack mit sich, aber daraus bekamen wir nie Geschenke. Wir erhielten nur Ermahnungen, wie wir uns als brave Kinder zu verhalten hätten.

Der nächste Besuch war uns lieber. Eva Naims und Freundin, 16 oder 17 Jahre alt, erschienen im Engelsingewand. Ich fand die großen Mädchen sehr schön und bewunderte sie. Zwei Lieder trugen sie uns vor; an den Anfang des einen kann ich mich noch erinnern: „Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen nahst du leise dich der Welt.“

Die beiden Mädchen kamen von der „Priesters Kolonie“, einem Gebiet, in dem der Zündholzfabrikant Priester für jede Arbeiterfamilie ein einzelnes stehendes Haus mit Vorgarten hatte bauen lassen. Diese Zündholzfabrik wurde nach dem Tod von Priester in Lauenburg/Pommern geschlossen und nach Lauenburg an der Elbe verlegt. Wer von den Arbeitern wollte, konnte samt seiner Familie in den Westen mitziehen. Die „Engel“ schenkten uns Wunderkerzen, die ein Deputat aus der Zündholzfabrik waren.

Endlich, als die Familie nun unter sich war, sagten wir Kinder nochmals unsere Gedichte auf, und gemeinsam sangen wir die altbekannten Weihnachtslieder, die schon oft in der Adventszeit erklingen waren, denn es wurde überhaupt sehr viel gesungen. Erst Jahre später konnte uns mein Bruder Werner, das älteste Geschwisterkind, auf

dem Cello begleiten. Es folgte die lange und heiß ersehnte Bescherung. Die Geschenke bestanden aus Puppe, Pferdchen und nützlichen Sachen für die Schule und zum Anziehen. Auch den Bunten Tellern maßen wir große Bedeutung bei, denn auf ihnen lagen Bonbons, Schokolade und Pfefferkuchen, damals für uns etwas Besonderes.

Das Abendessen bestand aus Räucherwurst, Schinken, Butter und Brot. Dazu gab es einen herrlich schmeckenden Pfefferminztee, den auch die Erwachsenen tranken. Die Minze hatten wir selbst in einem Graben auf einer Wiese neben dem Eichengrund gepflückt. Einen so köstlich schmeckenden Pfefferminztee habe ich in meinem späteren Leben nie mehr gekostet.

Was Wurst und Schinken betraf, so stammten sie aus eigener Produktion. In einem Stall im Hof mästeten meine Eltern jedes Jahr ein Schwein, das im November geschlachtet wurde. Es wurden Würste selbst hergestellt und Schinken in Salzlake gelegt. Anschließend entwickelten sie sich in der privat betriebenen Räucherammer von Herrn Magdalinski zu wahren Köstlichkeiten. Noch heute habe ich den Räucherduft in der Nase. Wir Kinder spielten dann noch bis 21 Uhr, was für uns eine außergewöhnlich späte Zeit war.

Aus dem Hause Paul-Nipkow-Straße 49 ging übrigens am Heiligen Abend niemand in die Kirche. Unser Kirchengang erfolgte stets erst am 1. Feiertag. Anschließend freuten wir uns dann auf das festtägliche Mittagessen, das aus Gänsebraten von lediglich der Hälfte der Gans, Soße, Rotkraut und Salzkartoffeln bestand. Zum Nachtschiff aßen wir immer Grießbrei mit Blaubeersoße. Diese Früchte hatten wir während des Sommers in den umliegenden Wäldern gesammelt, und meine Mutter hatte die Beeren eingeweckt.

Am Nachmittag des 1. Feiertages wurden die am Morgen frisch aufgesteckten Kerzen zum Kaffeetrinken angezündet. Am schönsten fand ich, wenn meine Tante Grete, die Schwester meiner Mutter, und meine Kusine Bringfriede zu Besuch kamen. Dann herrschte Leben und Treiben bei uns, denn Tante Grete war ein Temperamentsbündel. Onkel Ernst Weiß, ihr Mann, kam zum Glück nie mit. Er war ein ziemliches Ekel, aber als Fahrradhändler damals für unsere Verhältnisse sehr wohlhabend. Am 2. Feiertag besuchten wir manchmal Onkel

Emil und seine Familie in der „Priesters Kolonie“. Der Bruder meines Vaters arbeitete nämlich in der Zündholzfabrik.

Meine Mutter, Anna Krack, geb. Blaschke, war eine überaus sparsame Hausfrau. Das musste sie bei vier Kindern und einem Mann, der als Dachdecker gewiss nicht viel verdiente, auch sein. Die zweite Hälfte der Gans wurde noch bis Silvester „gestreckt“. So wurden dann z. B. Wrucken (Steckrüben), Kartoffeln und Gans gekocht und andere Gerichte, an deren eines ich mich noch besonders gut erinnern kann, denn es hieß – „Übergeschnürt“. Es bestand aus separat gekochten Salzkartoffeln und einer Soße von der Gans. Da hinein wurde viel Majoran gegeben und, wenn von der Gans noch etwas übrig war, aßen wir dazu ihr Fleisch. Meistens war das aber nicht der Fall, so dass es sich eher um ein Ultimo-Gericht handelte.

Ich weiß noch, dass meine Mutter in späteren Jahren mit meiner Schwester Kamilla haderte, wenn sie ihr eine pommersche Gans nach Berlin geschickt hatte und der Braten am Heiligabend oder am ersten Weihnachtstag bereits verputzt war. „So eine Verschwendung!“ Wo eine Gans bei Mutter Anna doch trotz sechsköpfiger Familie bis fast Silvester gereicht hatte.

Ja, das waren Zeiten!



Elfriede Arndt, geb. Krack, 91 Jahre;
Foto: Familie Grosse

Maria Platens Kindheitserinnerungen an die Weihnachtszeit

Zwar wurde ich am 29. August 1920 als ältestes von 6 Kindern noch auf der Hauptstraße in Lank geboren, aber meine ersten Erinnerungen setzen mit unserem Umzug auf die Kaiserswerther Straße 28 so um 1924/25 ein und umfassen in den folgenden Ausführungen die nächsten fünf Jahre.



Maria Frangen, 3 Jahre; Foto: Familie Platen

In der Adventszeit gab es bei uns etwas Tannengrün mit einer Kerze. Einen Adventskranz konnten wir damals nicht. Es wurden aber regelmäßig am 4. Dezember, dem Tag der heiligen Barbara, „Barbarazweige“ von unserm Kirschbaum abgeschnitten und in der warmen Küche in eine Vase gestellt. Zu Weihnachten öffneten sich dann zu meiner Freude die zarten weißen Blüten. Gebastelt wurde bei uns nichts, denn dafür hatten meine Eltern keine Zeit. So ging es wohl den meisten Lankern und Latumern, die als kleine Bauern und Geschäftsleute 12- bis 14-Stunden-Arbeitstage zu verkraften hatten. Außerdem musste die Inflationszeit nach dem 1. Weltkrieg bewältigt werden. Ich wusste auch nicht, dass die Lehrer in der Schule vor Weihnachten etwas Besonderes mit uns veranstaltet hätten.

Obwohl Krefeld nicht so fern lag und es eine Straßenbahnverbindung dorthin gab, unternahmen wir in der Adventszeit keinen Ausflug in

die Stadt, um Schaufenster im Kaufhaus Tietz zu besichtigen oder gar eine Spielwarenabteilung zu besuchen. So etwas kannten wir überhaupt nicht.

Sobald ich schreiben konnte, verfasste ich einen Wunschzettel, den ich draußen aufs Fensterbrett legte und mit einem Blumentopf beschwerte. Es ist aber zu lange her, als dass ich mich an einzelne Wünsche erinnern könnte.

Meine Schwester Gertrud und ich durften Weihnachtsplätzchen backen. Das fanden wir großartig, denn es löste Vorfreude auf das Fest in uns aus. Ich weiß noch, dass mich ein richtiges Glücksgefühl dabei überkam. Die Mutter hatte den Teig vorbereitet, und wir kleinen Mädchen formten nun Ringe daraus, in die wir bunte Liebesperlen drückten. Das spielte sich in unserer Wohnküche ab, in der wir auf einem Holzbrett hantierten, das auf der mit grünem Linoleum belegten Tischplatte lag. Die Bleche mit den Plätzchen schob meine Mutter in den Backofen eines weißen, mit Chromteilen versehenen Kohleherdes, der immer samstags mit Sidol geputzt wurde. Die fertigen Kringel verschwanden in einer Blechdose und wurden versteckt. Als Gertrud und ich abends im Bett lagen, das wir miteinander teilten, beschäftigte uns die Frage: „Wo mögen die Plätzchen wohl sein?“ Heute nehme ich an, dass meine Mutter sie im Wohnzimmer aufbewahrte.

Es muss vor Weihnachten 1925 gewesen sein, als mein Vater dem Schreinermeister Büskes, der auch der Vermieter unseres Frisör-, Schreib- und Tabakwarenladens war, den Auftrag gab, für die kleinen Töchter ein Puppenbett und einen Kleiderschrank für Puppenkleider aus hellem Holz anzufertigen. Wir Mädchen besaßen jedes eine Puppe, und die Möbel sollten nun ein gemeinsames Geschenk für uns sein. Mutter nähte heimlich aus Stoffresten einen Kissen- und einen Bettbezug, die sie mit Watte füllte.

Im Jahr darauf häkelte ich unter Anleitung meiner Mutter Puppensachen für meine Schwestern, wobei ich die einfacheren Röckchen schaffte, während meine Mutter an Hütchen und Schühchen arbeitete. Es bereitete mir Freude und machte mich stolz, als „große Schwester“ Geschenke für meine jüngeren Geschwister zu fertigen.

Ein weiteres Geschenk war ein Puppenherd aus silberfarbenem Metall mit vier Feuerstellen. Im Innern des Herdes, der die Maße eines Schuhkartons um einiges überschritt, verliefen Röhren, in die unsere Mutter eine brennbare Flüssigkeit füllte, vermutlich Spiritus, um anschließend die unterhalb der runden Öffnungen befindlichen Dochte zu entzünden. Wir kleinen Köchinnen durften nur die vier Töpfe mit Wasser füllen und auf die Kochstellen setzen. Meine Mutter spendierte uns dann noch einen Maggiwürfel, den wir auf die Gefäße verteilten, bevor wir sie mit den Deckeln schlossen. So bereiteten wir unsere „Rindfleischsuppe“. Mit dem Herd durften wir übrigens nur unter Aufsicht der Mutter spielen. Außerdem erhielt jedes Kind noch kleinere persönliche Geschenke. So erinnere ich mich an ein braunes Täschchen.

Der Nikolausabend beschäftigte uns schon tagelang vorher. Es war eine Mischung aus Angst und Vorfreude, die das bevorstehende Ereignis in uns auslöste. Ich ängstigte mich so sehr, dass ich mich am liebsten oben im Schlafzimmer verkrochen hätte, aber meine Mutter ließ das nicht zu. So harrten wir Kinder in der Wohnküche in ein ledernes Sofa gedrückt der Dinge, die da kommen sollten. Tröstlich war nur, dass unsere Mutter zwischen uns saß.

Von draußen hörten wir schon den Teufel nahen. Er polterte und brummte, und das Rasseln einer Kette vergrößerte noch den Schrecken. Die Tür sprang auf, und zwei Gestalten wurden sichtbar. Der gute Nikolaus mit Bischofsmütze, die ein goldfarbenes Kreuz schmückte, trug ein rotes Gewand und hielt in einer Hand ein dickes, braun eingebundenes Buch und in der anderen einen Sack. Meine ganze Aufmerksamkeit galt jedoch seinem Begleiter, dem Teufel, dessen Gesicht, Hals, Hände und auch die Kleidung schwarz waren. Er kroch ruckelnd auf dem Boden umher und auch schon mal zu unserem Entsetzen auf uns zu, rasselte mit der Kette und gab grunzende Laute von sich. Noch heute spüre ich die Angst, die das in mir auslöste, obwohl es bald 90 Jahre her ist. Der Nikolaus öffnete schließlich sein großes Buch und verlas Lob und Tadel, indem er jedes Kind mit Namen ansprach. Endlich beschenkte er uns mit Süßigkeiten aus dem Sack, um dann mit seinem finsternen Gesellen zu verschwinden. Die Furcht verließ uns trotzdem nicht so schnell, denn es

waren weitere Nikoläuse und Teufel in unserer Nachbarschaft unterwegs, die andere Eltern für ihre Kinder bestellt hatten.

Selbst, als ich später erkannte, welche Personen sich hinter den Masken verbargen, jagte mir der Teufel nach wie vor Schrecken ein. Am Nikolausabend stellten wir noch vor dem Zubettgehen unsere Teller auf den Küchentisch. Morgens fanden wir dann unsere „Tellerlecker“ mit Nüssen, Äpfeln und Plätzchen gefüllt. Obenauf lag jeweils ein köstlicher Weckmann, eingekauft bei Giesen Maria, der heutigen Bäckerei Bölte.

Der Nikolaus hatte aber nicht nur Leckereien gebracht, wobei die Portionen kleiner ausfielen als zu Weihnachten, sondern auch warme Anzihsachen wie Strümpfe, Handschuhe, Pantoffeln oder dicke gestrickte Gamaschen mit einer Zunge, die über die Stiefel gezogen wurde und die Schnürsenkel bedeckte. Ein zwischen Absatz und Sohle verlaufendes Gummiband hielt sie fest an Ort und Stelle. Ich kann mich nicht erinnern, jemals von meinen Eltern die Worte gehört zu haben: „Wenn Du nicht brav bist, bringen der Nikolaus oder das Christkind keine Geschenke!“

Kurz vor Weihnachten schrieb meine Mutter Karten an die engste Verwandtschaft in Westfalen. Heilig Abend war damals für uns ein ganz normaler Tag. Erst am nächsten Morgen ging für uns das Weihnachtsfest los, aber am Abend zuvor beheizte meine Mutter das Wohnzimmer. Dort stand ein eckiger, halbhoher Kohleofen, versehen mit grünen glasierten Riemchenkacheln, der mit Briketts befeuert wurde. Es gab während des Jahres wenige Anlässe, wo die „gute Stube“ benutzt oder gar beheizt wurde.

Morgens um fünf Uhr eilte meine Mutter alleine zur Mette, derweil mein Vater bei uns Kindern blieb. Einmal muss ich wohl wach und so ungeduldig gewesen sein, dass mein Vater mich in meinem Nachthemdchen kurz ins Wohnzimmer trug, um mich zu beruhigen. So durfte ich schon mal vorab einen Blick auf Tannenbaum und Geschenk werfen.

Als ich endlich als Älteste erstmalig in die Stephanuskirche mitgehen sollte, entdeckte meine Mutter dickes Glatteis vor der Tür. Sie kehrte auf dem Absatz mit mir um, zog sich Wollsocken über

die Schuhe und erklärte mir, der Gang zur Mette sei für mich viel zu gefährlich. So musste ich über die Maßen enttäuscht zurückbleiben.

Nachdem wir am Weihnachtsmorgen alle gewaschen waren und die besten Sachen angezogen hatten, läutete mein Vater mit einem Glöckchen, und wir durften das Weihnachtszimmer betreten. Auf einer Kommode stand ein halbhoher Tannenbaum. Woher er stammte, weiß ich nicht. Für uns Kinder war er einfach da und erstrahlte im Licht weißer Wachskerzen. Silberne und weiße Kugeln baumelten an den Zweigen, und von der Spitze herunter ergossen sich Stränge von Engelshaar. Wir sangen „*Oh Tannenbaum*“ und „*Zwei Bäumchen stehen im Winterwald, dicht fällt der Schnee, der Wind weht kalt, und Engel nahen mit leisem Schritt und bringen auch das Christkind mit.*“

Neben den Geschenken gab es natürlich den „Tellerlecker“. Das war ein bunter Pappteller, gefüllt mit Apfel, Nuss und Mandelkern, kleinen Schokoladenriegeln und den Plätzchen, die vor uns so lange verborgen worden waren. Jedes Kind hütete seinen Teller, aber es wurde auch schon mal getauscht, denn wir hatten unterschiedliche Geschmäcker.

Das Weihnachtessen wurde in der Wohnküche serviert und bestand aus Rinder- oder Schweinebraten mit Kartoffeln, Erbsen und Karotten. Der Vater mochte kein Geflügel. Zum Nachtisch gab es Vanillepudding mit selbst eingeweckten Kirschen, den „Lotumer Suure“. Meine Mutter hat immer gut gekocht und uns bestens versorgt.

Am Nachmittag des 1. Feiertages erhielten wir Kaffeebesuch von Onkel und Tante. Meine Familie blieb stets zu Hause. Das hatte den Vorteil, dass wir Kinder viel Zeit zum Spielen hatten. Am

zweiten Feiertag guckten wir aber auch schon mal, welche Geschenke das Christkind in der Nachbarschaft hinterlassen hatte.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wurde nie Wäsche gewaschen, denn das hätte Unglück gebracht. Mir hat sich das so eingepägt, dass ich es bis heute in der letzten Woche des Jahres unterlasse.

Der Weihnachtsbaum blieb im kalten Wohnzimmer stehen, bis er nadelte. Das dauerte bis weit in den Januar hinein. Schließlich wurde er abgeschmückt, zerkleinert und im Herd verbrannt, wobei er noch einmal einen schönen Duft verströmte. Damit endete das Weihnachtsfest.



Maria Platen, geb. Frangen, 94 Jahre alt;
Foto: Familie Platen